

# Der Anstand wird gewahrt werden, mitunter

## **Randnotizen zu sozialen Nebenthemen**

Befreit die Nippel .....	2
Gendern – Lust oder Last? .....	5
FKK – eine neue Seuche bedroht die Welt .....	8
Achtung! Ansteckungsgefahr!.....	10
Es muss reguliert werden .....	12
Revolutionen gehen nur mit Paradeisern .....	15
Es lebe die Phallokrate .....	17
Das Sein und das Nichts oder der Welpen und die Kakerlake.....	19

## Befreit die Nippel

Unter dem Hashtag #freethenipples läuft eine Kampagne zur Befreiung der Nippel, also der Brustwarzen, und zwar nicht aller, sondern der weiblichen. Die männlichen sind es nämlich schon. Dem will ich mich anschließen, weil es sich um eine, letztlich nicht zu erklärende, Ungerechtigkeit bzw. Ungleichbehandlung handelt. Ich möchte an zwei kleinen Episoden veranschaulichen, was ich damit meine.

Die erste fand in der schönen, altherwürdigen Innenstadt Salzburgs statt. Aktivist\*innen protestierten gegen Billigfleisch. Zu diesem Behufe hatten sie sich in Behältnisse gelegt, die genau so aussahen, wie jene, in denen verpacktes Fleisch verkauft wird, nur eben so groß, dass ein erwachsener Mensch darin Platz fand. Sie legten sich hinein, ließen sich mit Kunstblut überschütten und waren nackt. Dabei muss angemerkt werden, dass nackt nicht ganz ohne Bekleidung bedeutet, sondern mit Bedeckung der Stellen des Körpers, die der Öffentlichkeit nicht zugemutet werden dürfen. Konkret heißt das, dass männliche Aktivisten Unterhosen trugen, weibliche hingegen Slip und BH. Nun hatte eine Aktivistin ihren BH vergessen. Das Problem war allerdings rasch gelöst, indem sie ihre Hände über ihre Brüste legte und ihren Körper entsprechend in der Fleischtasse platzierte. Damit waren alle zufrieden und die Aktion nahm ihren Gang. Die Aktivistin schlief ein, was auch nicht weiters verwundert, wenn man eigentlich nichts tun kann, als herumzuliegen. Auch das wäre nicht weiters berichtenswert gewesen, wenn besagter Dame nicht die schützenden Hände im Schlaf von den Brüsten gerutscht wären. Sofort stürmte der Vertreter des Gesetzes, der bisher eher teilnahmslos abseits des Geschehens gestanden hatte, auf sie zu, um ihr zuzurufen „Bedecken Sie sich Ihnen, ja!“. Die im Halbschlaf Befangene wusste zunächst gar nicht was los war und sah ziemlich verdutzt drein, worauf schon der nächste Ausruf folgte, „Wird’s bald. Sonst muss ich Sie mitnehmen, wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses“. Da erst wurde sich die Aktivistin ihrer Blöße bewusst und bedeckte sie im nächsten Moment. Zufrieden schritt der Exekutivbeamte von dannen.

Szenenwechsel. Wir befinden uns, in der zweiten Episode, die ich im Zusammenhang mit nackten Nippeln zu erzählen habe, auf einem

wunderschönen, sonnendurchfluteten Waldweg im Burgenland, den ich mit meinen Hunden eingeschlagen hatte. Es war drückend heiß, an diesem Tag, so dass der Wunsch sich aller, nicht unbedingt notwendigen, Kleidungsstücke zu entledigen, nur allzu verständlich war. Eigentlich. Dennoch blieb mir zunächst der Mund offenstehen, als ich einen Mann mit mindestens BMI 40 in reiner Fettmasse auf mich zu stapfen sah. Er war mit nichts als einer kurzen Hose bekleidet, so dass ich sofort messerscharf diagnostizierte, diese Brüste vertragen mindestens Körbchengröße C. Es war ein erschreckender Anblick, aber kein Exekutivbeamter sprang aus dem Gebüsch mit dem Ausruf „Bedecken Sie sich Ihnen, ja!“. Wo ist denn bloß die Polizei, wo man sie braucht? Aber selbst wenn sich auf diesen Waldweg ein solcher verirrt hätte, würde er kein Problem damit haben, dass jener Herr unverhohlen, nackt seine Brustwarzen zur Schau stellte, so dass ich mich dazu entschloss, umzudrehen und einen anderen Weg einzuschlagen. Das Bild brachte ich nicht mehr aus dem Kopf. Dabei muss ich anmerken, damit ich dem Vorwurf des Körper- oder Fettbeschämens entgehe, ich finde männliche Oberweite, die so muskelgestählt ist, dass der betreffende Herr auf derselben Ping-Pong spielen kann, auch nicht wirklich reizvoll.

Es geht mir allerdings nicht darum, jemanden zu beschämen, sondern um das Aufzeigen einer himmelschreienden Ungerechtigkeit, denn letztlich sind weibliche und männliche Brüste dasselbe, nämlich für den Großteil des Lebens völlig funktionslos. Der einzige tatsächliche Unterschied besteht darin, dass Frauen ihre Brüste zum Nähren des Säuglings benötigen. Doch wie viele Stillperioden absolviert eine durchschnittliche, mitteleuropäische Frau heutzutage? Ein oder zwei. Bleibt die Frage, warum die Öffentlichkeit der Meinung ist durch weibliche Brustwarzen werde ein Ärgernis erregt, durch männliche hingegen nicht. Im Laufe meines Nachdenk- und Recherchierprozesses über diese Frage, stolperte ich einmal mehr über den guten alten Freud, Sigmund Freud. Parallel zu seiner Penisneidtheorie, gibt es jene des Brustneides. Der Mann wurde von der Frau, der Mutter in den meisten Fällen genährt. Sie kann ihm dieses Genährt-werden ermöglichen oder versagen. Das bedeutet, sie hat die absolute Macht, entscheidet über Gedeih und Verderb. Diese weibliche Macht schwächt ihn. Jedes Mal, wenn nun ein Mann einer weiblichen Brust gewahr wird, fühlt er seine Schwäche, durchlebt dieses absolute Ausgeliefert-sein nochmals, wie ein nie aufgearbeitetes

Trauma. Das ist der Grund, warum weibliche Brustwarzen aus der Öffentlichkeit verbannt werden müssen. Das ändert aber am Grundproblem nichts. Zielführender wäre es, das Trauma durch Konfrontationstherapie aufzulösen. Die Befreiung der Nippel zu fordern ist so gesehen ein Akt der Barmherzigkeit zur Heilung dieser tiefen Verwundung. Und allein deshalb fordere ich sie.

## **Gendern – Lust oder Last?**

Seit das sog. Gendern zum ersten Mal breitenwirksam auftrat, das muss mittlerweile rund 20 Jahre her sein, werden hitzigste Debatten darüber geführt, ob es Sinn hat in bezug auf dessen Zielsetzung, nämlich Frauen sichtbarer zu machen und die Gleichbehandlung voranzutreiben, oder ob es nicht nur um einen Auswuchs verschrobener, männerhassender, hässlicher, lesbischer Radikalfeministinnen handelt, die sich an dem Thema abarbeiten, um damit zu verschleiern, dass sie nichts mehr zu sagen haben. Oder anders gefragt, hat Sprache Einfluss auf die Gesellschaft?

Zunächst einmal zu den Gegner\*innen einer geschlechtergerechten Sprache, die sich tatsächlich sowohl aus dem weiblichen, als auch aus dem männlichen Lager (was für eine Vorstellung von Lagerbildung), rekrutieren. Ein Argument, das strapaziert wird, ist jenes der sprachlichen Ästhetik. „Das zerstört die Sprache, die was ich so lieben tue.“ Konnte ich da neulich in einem Kommentar lesen. Wie weit die Debatte emotional aufgeladen ist, ersieht man aus Aussagen wie „Diese Tussen haben wohl nichts Besseres zu tun. Ich zumindest fühle mich nicht benachteiligt und werde weiterhin nicht Gendern.“ Diese stammt generell von Frauen, zumindest meiner Erfahrung nach, und ein klein wenig Stutenbissigkeit bilde ich mir ein herauslesen zu können, aber das ist wahrscheinlich nur Täuschung und damit eine Unterstellung. Ich übersehe wohl nur die Sachlichkeit der Argumentation. Eine weitere Entgegnung ist, dass die Schreib-, Lese- und Sprechbarkeit darunter leiden. „Und man denke nur an die armen Kinderleins, die sind ja gänzlich verwirrt. Das kann man ihnen nicht zumuten.“ Nun, wenn man das gelten lässt, dann sollte man für manche sog. „Erwachsene“ das Vokabular auf ein Minimum reduzieren, dass sie nicht verwirrt werden, von so viel Worten. Aber lassen wir mal diese Minderheit beiseite, ohne sie deshalb gleich diskriminieren zu wollen. Essen, anziehen, Cloppapierrollen aufhängen sind von Gewohnheiten geprägt. Ebenso wie die Sprache. Wir sprechen, wie wir es gelernt haben, mehr oder weniger unfallfrei, entwickeln unsere Sprache und auch das Gefühl dafür im Laufe des Lebens, ändern unsere Gewohnheiten, oftmals ohne es zu merken. Was lebendig ist, ist Veränderungen unterworfen. Das sei gerade den Sprachpuristen ans Herz gelegt. Nur tote Sprachen können mumifiziert werden, auf dass sich am besten nie mehr etwas ändere. Ich bin mir schon bewusst, dass sich viele Menschen

mit Veränderungen schwer tun. Und wenn dieselben auch noch von oben verordnet werden, dann ist es sowieso schlimm. Es ist ja nicht so, dass sich 90% der Menschen in ihrem Verhalten dem sog. Normalen anpassen, aber das wird schließlich nicht verordnet. Das machen wir alle freiwillig mit. Das ist allerdings auch der Makel an der Sache. Sprache verändert sich, indem man sie nutzt, nicht durch Verordnung. Sie ist lebendig und spiegelt die Lebensrealitäten wieder. Wenn sich diese ändern, spiegelt sich das in der Sprache. Besser wäre es gewesen, es als Vorschlag zu belassen, zu erklären und den Hintergrund zu durchleuchten, so dass jede\*r selbst entscheiden kann. Aber kann man das nicht trotzdem? So lange ich nicht in die Schule gehe oder in einem Amt arbeite, muss ich auch nicht Gott Duden und die Sprachpolizei anbeten, sondern kann für mich selbst entscheiden. Das tun auch manche. Aber nur die, die sich trauen. Durchdacht und für schlecht befunden. Auch ein Zugang.

„Ich fühle mich durch die geschlechtergerechte Sprache nicht mehr und nicht weniger gesehen. Allerdings fühle ich mich sowieso nicht diskriminiert“, meinen manche Frauen. Der Rückgriff auf die eigene Erfahrung hat natürlich einen gewissen Aussagewert, aber einen äußerst geringen. Wenn man, so wie ich, über eine – wie es landläufig heißt – entsprechende Ausbildung verfügt, eine Arbeit hat, in der man unabhängiger als viele andere agieren kann und noch dazu in einer Gesellschaft lebt, in der Menschenrechte, sogar Frauenrechte, gewahrt werden, auf weite Strecken, ist es etwas kurzsichtig von meiner Erfahrung auf andere zu schließen. Die Stellung, die man in der Gesellschaft einnimmt, ändert auch die Wahrnehmung von Diskriminierung. Das nennt man auch über den Tellerrand der eigenen Lebenswirklichkeit hinauszusehen. Es wäre vielleicht hilfreich, sich Geschichten von Frauen anzuhören, die weniger privilegiert sind. Auch das nur ein Vorschlag.

Ohne Aufgeregtheit oder emotionale Überfrachtung, sage ich von mir selbst, dass ich die Verwendung der geschlechtergerechten Sprache mag. Mittlerweile ist in meinen Sprachgebrauch so eingeflossen, dass ich es automatisch mache. Ebenso, wie ich sofort höre, wenn jemand dieses nicht in Anspruch nimmt. Wobei ich anmerken darf, dass ich es nicht bewerte, es fällt mir nur auf, wie mir ein Fleck auf einem Kleid oder ein Loch in einer Strumpfhose auffällt. Wer es mag, soll es tun. Es veränderte meine Sicht auf Welt. Das merkte ich z.B. in der Situation, in der ich etwas beleidigt meinte, ich würde jetzt nur mehr das

generische Femininum verwenden, denn da sind die Männer eh mitgemeint. Passend zu der Aussage der Gender-Gegner: Die Frauen sind eh mitgemeint. Ich ließ es bleiben, weil für mich die Männer eben nicht mitgemeint sind. Wenn ich von Ärztinnen spreche, dann habe ich das Bild von vielen, weiblichen Medizinerinnen vor meinem geistigen Auge. Da hat kein Mann Platz. Das weiß zwar keiner, so dass ich es eigentlich für mich behalten könnte. Doch mir ist es bewusst, so dass ich es für unredlich hielte, würde ich es trotzdem machen. Obwohl ich mich mit der intellektuellen Unredlichkeit, diesem berühmten Wasser predigen und Wein trinken, in durchaus guter Gesellschaft befände, wie Michael Bakunin, Karl Marx, Jean-Paul Sartre oder Martin Heidegger. Und damit es nicht heißt, ich nähme nur Tote ins Visier, die sich gegen meine Kritik nicht mehr wehren können, erweitere ich die Liste um Richard David Precht. Ich will dieser dennoch nicht angehören. Weder das generische Maskulinum, noch das generische Femininum spiegelt die Wirklichkeit. Schön ist ein kleines Sternchen, das ein Dach über der Lücke zwischen männlicher und weiblicher Attribuierung bildet und wie der Sternenhimmel die verschiedensten geschlechtlichen Identitäten unter sich vereint, friedlich und besonnen, ohne Wertung und Hierarchisierung. Dann erst bildet für mich Sprache ein unterdrückungsfreies Miteinander wider. Deshalb ist mir die Verwendung der geschlechtergerechten Sprache eine Lust.

## **FKK – eine neue Seuche bedroht die Welt**

Aufgrund der prekären Lage haben sich alle Regierungschefs der Welt, also alle Leiter globaler Konzerne, zu einem Treffen eingefunden. Weitab der Öffentlichkeit wurde zu diesem Behufe mitten in den unzugänglichen Weiten der sibirischen Tundra ein exquisites Hotel erbaut. So viel Zeit muss sein, auch, oder vielleicht gerade, weil der Untergang knapp bevorsteht. Kein Wort erging an die Presse, und selbst wenn sich eines dorthin verirrt hätte, würde das Hotel nicht gefunden werden. Sämtliche Teilnehmer des Krisengipfels wurden mit ihren Privatjets eingeflogen und die Koordinaten des Ziels erst bei Abflug an die Kapitäne durchgegeben. Äußerste Geheimhaltung war oberste Priorität, denn wenn auch nur ein Wort an die Öffentlichkeit gedrungen wäre, hätten sich die Teilnehmer eine ungeheure Blöße gegeben, denn sie waren am Ende ihrer Weisheit. Jeder hoffte auf den anderen, dass dieser ein Mittel zur Hand hätte oder auch nur eine Idee wie man der Lage Herr werden könnte. Man wäre wohl auch schon mit dem Anflug eines Gedankens zufrieden gewesen.

Die Krise war überall greifbar. Vor allem in den Umsatzzahlen, die rapide in den Keller rasselten. Natürlich begann man reflexartig darüber zu jammern, dass Arbeitsplätze in Gefahr wären, doch die Hungerlöhne, die der Markt kreierte, die zahlte man mittlerweile aus der Portokassa. Faszinierend eigentlich, dass sich die Menschen immer noch mit dem Wohl der Firma gängeln ließen, wo doch jeder, der lesen konnte mittlerweile wissen müsste, dass es um nichts weiter ging die Aktionäre bei Laune zu halten und ihnen eine saftige Dividende zu zahlen. Sie bangten um ihr eigenes Salaire – und der 10.000 fache Stundenlohn gegenüber dem geringst Verdienenden im Unternehmen, war wohl das Mindeste, was man erwarten konnte, bei der Arbeitsbelastung und der Verantwortung. Nur mehr das 9.000 fache? Das wäre ein Kompromiss, aber ein ziemlich fauler. Wenn aber die Menschen nun aufhörten zu kaufen, dann war es vollends aus. Nicht einmal die Werbung zog mehr, weil die Menschen immer weniger Werbung konsumierten. Sie schienen den Konsum nicht mehr zu benötigen um sich gut zu fühlen. Sie hatten aufgehört sich mit den Nachbarn, den Kollegen, den Freunden zu messen, indem sie mit dem dickeren Auto oder der andersfarbigen Kreditkarte protzten. Das alles schien nicht mehr relevant zu sein. Kurzgesagt, das Schlimmste, was passieren konnte, war tatsächlich eingetreten. Ein wahres Horrorszenario!

Der Urheber dieser Verseuchung der Menschen war rasch gefunden. Es war ein kleiner Wurm. Knapp zwei Millimeter groß konnte er sich in allen

Lebensmitteln verstecken. Dank seiner Geschmacksneutralität fiel es niemanden auf, wenn er hinuntergeschluckt wurde. Doch nicht nur Menschen, auch Tiere wurden befallen, wobei man sich um die nicht kümmern musste, weil sie als Konsumenten sowieso noch nie eine Rolle gespielt hatten. Mit rasender Geschwindigkeit verbreitete er sich über den gesamten Erdkreis, nistete sich irgendwo im Körper des Lebewesens ein, das er befallen hatte und nahm sich gerade so viel, wie er zum Leben brauchte. Es handelte sich also um keinen Parasiten, sondern er bildete mit seinem Wirt eine erfreuliche Symbiose, denn die Ausscheidungsprodukte, die der Wurm im Körper des Wirtes von sich gab. Und so klein und unbedeutend dieser Wurm auch zu sein schien, die Auswirkungen waren katastrophal.

Fröhlich, kontaktfreudig, konsumunwillig wurden die davon betroffenen Menschen. Deshalb wurde die daraus resultierende Krankheit kurz FKK genannt. Die Fröhlichkeit, die allgemeine Heiterkeit, die Freude am Leben an sich führten dazu, dass sich die Menschen wieder mehr miteinander unterhielten, ihre vier Wände für Besucher öffneten und Besuche machten. Ein reges Leben allerorts, und Fremde wurden nicht mehr schief angesehen, sondern herzlich willkommen geheißen. Doch vor allem, und das war das Schlimmste, hatten die Menschen keine Lust und keine Zeit mehr für den ständigen Konsum. Schnell wurde von Novartis ein Gegenmittel ersonnen und auf den Markt geschmissen, doch die Menschen weigerten sich schlichtweg es zu nehmen. Sie wollten lieber krank sein. So weit war es gekommen, und keine Rettung in Sicht.

## **Achtung! Ansteckungsgefahr!**

Es war an einem verregneten, deshalb auch nasskalt zu nennenden Montag im November um 5.40 Uhr, als die erste verhaltene Meldung zwischen den Sicherheitsleuten der U-Bahn gemacht wurde.

„Achtung, verdächtiges Subjekt steht im dritten Wagon der Garnitur der U6, die gerade die Station Siebenhirten verlassen hat“, lautete diese und alle, die Sicherheitsleute in ganz Wien, konnten sie mitanhören, ja mussten, und waren dementsprechend in höchster Alarmbereitschaft. Was für ein Segen war es doch, dass es nun flächendeckend Videoüberwachung gab. Die neue Regierung, die sich mittlerweile auch schon ein wenig abgenutzt hatte, hatte in allem recht behalten, denn wenn man nicht genau hinsähe, wie viele dieser ungeheuren Verbrechen würden einem entgehen. Aber zurück zu eben jenem verdächtigen Subjekt.

„Das verdächtige Subjekt nähert sich der Perfektastraße. Sollte nicht auch überprüft werden, ob die Geschwindigkeitsbegrenzung nicht überschritten wird. Es bewegt sich auffallend schnell“, erklärte ein übereifriges Sicherheitsleut.

„Hör mal, nur weil Du mal bei der Verkehrspolizei warst, brauchst Du das nicht überall heraushängen lassen“, mischte sich ein anderer ein, „Der fährt U-Bahn, die kann keine Geschwindigkeitsbegrenzung überschreiten.“

„Danke, verstanden“, meldete sich ersterer wieder zu Wort, „aber das was er macht ist noch viel schlimmer, als eine Geschwindigkeitsüberschreitung. Ich wünschte, er hätte nur das auf dem Kerbholz. Und es wird von Station zu Station schlimmer.“

„Verdächtiges Subjekt trägt einen Hut mit schmaler Krempe, eine schwarze Jacke und eine ebensolche Hose. Ich nehme an aus Flanell“, folgte eine weitere Beschreibung des mutmaßlichen Täters, denn so lange es sich nur um ein mutmaßliches Verbrechen handelt, muss man mutmaßlich sagen, sonst wäre es ein richtiges, und das ist erwiesen, wenn es ausjudiziert ist, „Er steht im Wagon, hält sich an einer Stange fest, während der Wagon und der Rest der Garnitur bereits auf dem Weg nach Alterlaa sind. Menschen steigen aus und andere ein, und jeder einzelne von ihnen ist mit diesem anrühigen Verhalten konfrontiert.“

„Ich kann es sehr deutlich erkennen. Es ist so erschreckend, ich wünschte, ich hätte das nie sehen müssen“, gab Ersterer nun wieder an.

„Was sollen wir tun?“, fragte Zweiterer, „Sollen wir noch zuwarten, vielleicht war es doch nur ein unwillkürlicher Reflex, oder sollen wir ihn anhalten und aus dem Verkehr ziehen, bevor es noch schlimmer wird?“

„Vielleicht sollten wir eine Lautsprecherdurchsage machen, dass die Menschen schon mal vorgewarnt sind“, schlug der Erste vor.

„Das ist eine großartige Idee“, meinte der andere, und alle anderen, die an ihren Funkgeräten mitgehört hatten, gaben ein zustimmendes Murren von sich, so dass wenige Minuten danach folgende Durchsage erscholl und die gesamten Fahrgäste, aber auch das U-Bahn-Personal zum Schlottern brachte:

„Achtung! Achtung im dritten Wagen der Garnitur der U-Bahn-Linie mit der Nummer 6, die sich mit rasender, aber vorschriftsmäßiger Geschwindigkeit der Station Meidlinger Hauptstraße nähert, befindet sich eine verdächtige Person. Sie steht in der U-Bahn und lächelt die anderen Fahrgäste an. Ja, sie haben richtig gehört. Doch nicht genug damit. Dieses ungebührliche Verhalten findet bereits Nachahmer. Die Menschen lächeln zurück, an einem verregneten, also nasskalten Montagmorgen im November, um 6.11. Man hat sogar schon das eine oder andere Lachen vernommen. Die Menschen, wildfremde und solche, die es normalerweise gerne sind, fangen an miteinander zu reden. Achtung! Es besteht höchste Ansteckungsgefahr, an guter Laune und Empathie. Retten Sie sich, indem sie großräumig mit der U-3 oder der U-4 ausweichen oder verzichten Sie heute überhaupt auf die U-Bahn und steigen Sie auf die Straßenbahn um. Da sind Sie dem schlechten Wetter näher, und sind so besser immunisiert gegen gute Laune.“

Alle schlotterten und folgten gehorsam den Anweisungen. Wirklich alle? Nein, ein paar weigerten sich, nämlich die Fahrgäste im dritten Wagen der U-6, die jetzt beinahe die Station Nussdorfer Straße erreicht hatte. Die hatten nämlich einfach Spaß. Nach und nach erreichten auch sie ihre Stationen und verabschiedeten sich frohgemut von den Mitfahrenden. „Was für ein schöner Tag“, dachten sie, und gingen beschwingt ihren Beschäftigungen nach.

Andernorts stand ein adretter Jüngling am Fenster und sah hinaus in den tristen Novemberregen, dessen Ohren vor lauter Spitzen noch länger wurden. „Wenn das Schule macht“, dachte er bekümmert, „Es ist schwierig Untertanen bei der Stange zu halten, wenn sie Freude empfinden, anstatt Angst. Vielleicht sollte man mit einem generellen Lächelverbot in U-Bahnen beginnen.“

## Es muss reguliert werden

„Herr Oberministerialrat haben nach mir gerufen?“, fragt ein kleiner, schwächlicher Herr beim Eintreten in das barock anmutende Arbeitszimmer des im Rang höherstehenden Beamten, untertänig.

„Ah der Herr Unterkommisär“, zeigt sich der mit Oberministerialrat betitelte Herr einen Hauch jovial gegenüber dem Rangniedrigeren, aber gerade solch einen feinen Hauch, dass es noch dem guten Ton entspricht, nachdem er ihn endlich erkannt hat, „Ich ließ tatsächlich nach Ihnen rufen, da mir schwerwiegende Vergehen zu Ohren kamen.“

„Aber doch nicht von meiner Seite?“, zeigt sich der Angesprochene bestürzt, bereit sofort sein Gewissen zu durchforsten und das kleinste Vergehen vor dem großen, imposanten Mann mit Schnauzbart auszubreiten.

„Doch nicht Sie. Wie kommen Sie denn auf sowas?“, erklärt der Oberministerialrat kopfschüttelnd, „Was könnten Sie auch schon anstellen? Sehen Sie sich doch an! Sie haben nicht die Möglichkeit zum kleinsten, unziemlichen Gedanken. Wirklich gut geraten, gut reguliert, muss ich schon sagen. Aber jetzt kommen Sie schon näher, setzen Sie sich da gegenüber und hören Sie mir zu.“ Eifrig folgt der Angesprochene dem Befehl seines Vorgesetzten, um im selben Moment, in dem er sich setzt, einen Block aus der Jacke zu zaubern. Einen Stift ebenfalls, bereit, jedes der nun folgenden Worte getreuest niederzuschreiben, um auch nichts zu vergessen.

„Packen Sie das weg, Mann, wir brauchen keine Aufzeichnungen. Sie müssen mir nur zuhören. Das was hier gesprochen wird, fällt unter die strengste Geheimhaltung. Ist das klar?“, meint der Vorgesetzte, woraufhin der Block und der Stift in der Tasche verschwinden. Das ist Antwort genug.

„Lassen Sie mich gleich in medias res gehen“, fährt der Oberministerialrat fort, „Was macht man mit einem Fluss, der über die Ufer tritt? Richtig, man reguliert ihn.“

„Reguliert ihn“, äfft der kleine, unscheinbare Mann nach.

„Natürlich, die Natur muss in ihre Schranken gewiesen werden, so schnell und unnachgiebig wie möglich. Wir können uns da keine Romantisierereien leisten, denn wo kämen wir da hin, wenn die Natur sich so mir nichts Dir nichts ausbreiten dürfte, wie sie wollte? Man reguliert. Denn sonst richtet der Fluss, unreguliert, ungeheuren Schaden an der Zivilisation an. Erinnern Sie sich an die letzten Überschwemmungen. Die Verwüstungen kosten Millionen. Millionen!“

„Millionen“, sagt der Untergebene nach.

„Richtig. Sie haben es verstanden“, zeigt sich der Vorgesetzte zufrieden, „Aber so hoch auch die Schäden sein mögen, die ein unregulierter Fluss anrichten kann, noch viel schlimmer sind die unregulierten Gedanken der Bürger.“

„Und Bürgerinnen“, ergänzt der kleine Mann, um sich sofort auf die Zunge zu beißen.

„Ja, die auch, meinetwegen“, zeigt sich der Mann mit Schnauzbart ein wenig genervt, „Wie auch immer, wir müssen die Gedanken regulieren. Wenn denen freier Lauf gelassen wird, dann wird unsere Zivilisation nicht nur unterspült, nein, dann wird das gesamte Gefüge auseinandergenommen und auf den Kopf gestellt. Subversive Elemente brechen sich Bahn. Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Kommunisten, Freidenker, Libertäre und wie sie alle heißen mögen.“

„Subversive Elemente“, spricht der Zuhörende nach, um zu versichern, wiederum, dass er dem Redeschwall folgen kann.

„Und wie können wir die über die Ufer tretenden, unregulierten Gedanken unschädlich machen?“, fragt der Oberministerialrat, sich auf seinem Schreibtisch vorbeugend.

„Durch Kontrolle und Ablenkung?“, versucht sich der Angesprochene an einer zaghaften Antwort.

„Korrekt. Deshalb ist es unsere heiligste Pflicht, die Kinder in unseren Gewahrsam zu nehmen, sobald wir ihrer habhaft werden“, erklärt der höherrangige Beamte, „Wir nehmen ihnen die Lust am Denken, indem wir sie mit unnötigem Wissen vollstopfen, das keinen Sinn ergibt, sie im Wettkampf gegeneinander antreten lassen, das Solidarität und Zusammenhalt nicht einmal angedacht werden, sie mit Druck und Angst von der Neugierde und der Lebenslust heilen. Immer im Kampf um knappe Ressourcen, zeigen sie keine Ambition sich politisch zu betätigen und in den arbeitsfreien Stunden, die wir ihnen leider zugestehen müssen, füttern wir sie mit nichtssagenden Entertainment. Haben Sie mich verstanden?“

„Tun wir das nicht schon die ganze Zeit?“, wagt der Untergebene einen Einwand.

„Nicht genug, weit nicht genug“, erklärt der Oberministerialrat, „Wir müssen den Druck noch verstärken, die Möglichkeiten einengen, den Horizont verringern, wenn es sein muss durch noch mehr Angst.“

„Noch mehr Angst“, wiederholt der Angesprochene.

„Sehr gut, Sie haben verstanden. Sie können jetzt gehen, aber kein Wort zu irgendjemand, nur Soldaten der Regulierung sind gewünscht“, erklärt der Vorgesetzte, während sich der Untergebene mit einer kurzen Verbeugung

verabschiedet und aus dem Büro eilt, begleitet von der Hoffnung, dass die Aufnahme gelungen ist, denn das würde die Genoss\*innen sicher sehr interessieren. Schade nur, dass ihnen kaum jemand Glauben schenken wird.

## Revolutionen gehen nur mit Paradeisern

„Wofür brauchst Du so viele Tomaten?“, fragst Du mich, als Du mich wieder einmal dabei ertappst, wie ich die wuchernden Pflanzen, liebevoll versorge.

„Erstens sagt man in Österreich nicht Tomaten, sondern Paradeiser“, beginne ich zu erklären, um sofort wieder unterbrochen zu werden.

„Ja, ist schon gut, das wird doch keinen Unterschied machen“, schnappst Du zurück.

„Das macht einen enormen Unterschied, denn – und das wäre mein zweitens gewesen – Revolution geht nur mit Paradeiser. Ohne geht gar nichts“, erwidere ich, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt.

„Was hat das jetzt damit zu tun?“, zeigst Du Dich unverständig, weil Du es offenbar nicht schaffst, die Verbindung herzustellen, „Außerdem hat noch keine Revolution mit Tomaten, pardon, Paradeisern stattgefunden.“

„Erstens hat es schon eine gegeben und zweitens sind deshalb alle schiefgegangen“, zeige ich mich überzeugt.

„Welche Revolution soll das gewesen sein?“, fragst Du, sichtlich erstaunt.

„Du erinnerst Dich doch sicher an die Geschichte von Adam und Eva?“, eröffne ich meine Erzählung.

„Ja, sicher. Die sind nackt und essen den Apfel vom Baum der Erkenntnis und werden aus dem Paradies geworfen, weil sie sich nicht an Gottes Anweisung gehalten haben bla bla bla“, fasst Du die Geschichte etwas linkisch zusammen.

„Also grob gesprochen, aber sehr grob nur“, gebe ich zu und zu Bedenken,

„Hier nun die wahre Interpretation. Adam und Eva waren also im Paradies. Sie hatten alles, was sie brauchten, ernährten sich von den Früchten und waren glücklich, ohne sich über irgendetwas Gedanken machen zu müssen, denn es war für alles gesorgt. Nun ist aber der Mensch ein denkendes Wesen, das sich kreativ und sonst wie entfalten will. Das war aber nicht notwendig. Mit einem Wort, den Menschen fehlte es an Herausforderungen und das führte dazu, dass sie unzufrieden waren. Denn eigentlich wurden sie im Zustand von kleinen Kindern gehalten. Deshalb war es keineswegs so, dass die Schlange Eva überredete und Eva Adam, sondern die beiden wollten Erkenntnisse haben, etwas lernen über die Welt, in der sie lebten und das ging nur, wenn sie Grenzen überschritten. Blöd nur, dass es nur die eine gab, die Gott höchstpersönlich gesetzt hatte. Also beschlossen sie gemeinsam diese Schranke einzureißen, auch um zu sehen, wie ernst es Gott damit war. Sie wollten schlicht wissen was passiert. Das war die Revolution, der Aufstand, die Revolte gegen die Autorität. Die Antwort war, dass sie aus dem Paradies geworfen wurden und von nun an

für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen hatten. Mehr Plage, aber auch Selbstwirksamkeit. Das war das Ziel gewesen. Dass dann Adam und Eva alles von sich geschoben haben, nun ja, das ist eben seine Feigheit gewesen. Aber diese Revolution war erfolgreich, letztendlich.“

„Und das ganz ohne Paradeiser“, versuchst Du aufzutrumpfen.

„Eben nicht, die steht ja im Mittelpunkt der ganzen Geschichte, als Auslöser und Stein des Anstoßes“, erwidere ich, „Deshalb ist es auch so wichtig Paradeiser zu sagen und nicht Tomate. Jedenfalls ist in der deutschen Übersetzung die Rede davon, dass der Baum der Erkenntnis ein Apfelbaum war. In Wahrheit aber war es eine Paradeispflanze. Das ist deshalb passiert, weil das Wort Paradeiser von Paradiesapfel kommt, also den Apfel im Paradies und so lecker, wie die schmecken, fühlt man sich auch ein bisschen wie im Paradies. So wurde schwuppdiwupp aus einer Paradeiser ein Apfel. Was auch irgendwie stimmt. Das war natürlich das Werk der Herrscher, weil die immer schon wussten, dass Revolutionen nur mit Paradeiser funktionieren und das sollte keiner wissen. Sehr gefinkelt gemacht.“

„Und deshalb baust Du so viele Paradeiser an?“, fragst Du irritiert, „Willst Du die Welt wirklich in Chaos und Gewalt stürzen?“

„Wieso sollte ich die Welt in Chaos und Gewalt stürzen?“, gebe ich zurück,

„Chaos vielleicht, aber dort wo alles geordnet ist, da kann nichts Neues entstehen. Aber Gewalt, das geschieht nur, wenn die, die alte Ordnung beibehalten wollen, damit anfangen. Würden sie einfach sagen, ok, die Mehrheit ist für die Veränderung, macht mal, dann würde alles friedlich ablaufen.“

„Und Du meinst, das funktioniert so einfach?“, zeigst Du Dich aufreizend skeptisch.

„Sicher funktioniert das“, erwidere ich erfreut, „Denn sie wissen, dass sie sonst keine Paradeiser bekommen.“ Und damit wende ich mich wieder der Pflege meiner Revolutionsfrüchte zu.

## Es lebe die Phallokratie

In einer meiner - zugegebenermaßen seltenen, aber durchaus vorkommenden - lichtdurchfluteten, chaosabsorbierenden Geistesgegenwart, die sich vor allem im Rahmen der unumgänglichen, grenzerfahrungslastigen Zweisamkeit mit mir selbst, einzustellen pflegen, folgend einer nachgerade zwanglos schlafgesegneten Nacht und einem heiteren Guten-Morgen-Wachgeküsse seitens meiner Hündin, die mich erfreulicherweise der Morgentoilette enthob, könnte es fast gar nicht anders sein, d.h. es war beinahe schon naturgegeben unausweichlich, die Lösung zu finden, und zwar nicht irgendeine, sondern die Lösung aller Lösungen, denn - wie sich tragisch folgerichtig erkennen lässt -, ist die einfache Lösung immer die einfache, wobei ich, wo wir uns schon auf dem Weg in die tiefst schwärzesten Abgründe der Ehrlichkeit befinden, einzugestehen gezwungen bin, dass eher mich die Lösung fand, als ich sie, auch wenn es von eher untergeordneter Bedeutung ist, so lange Lösung und Problemstellerin einander finden, welch verwinkelten, verworrenen Wege sie auch immer nehmen müssen.

Zu verdanken habe ich diesen Umstand Google, das ja bekanntermaßen nicht das anzeigt, was ich suche, sondern was ich tatsächlich wissen will, meiner eigentlichen Intuition folgend. Gesucht hatte ich nach einer Form der Abwesenheit von Hierarchie und ebensolchem Denken, in der das böse, böse Wort Anarchie nicht vorkommt. Als ausgewiesene Anarchistin ist es mir unverständlich, dass die meisten Menschen sich an eine Art von Obrigkeit hängen müssen, damit sie sich wohl fühlen, weil sie meinen, dass die Welt sonst im Chaos untergeht. Was mache ich nur, wenn mir der Papa nicht mehr sagt, was ich zu tun habe oder die Mama, was sich gehört. Nein, irgendeine Form der Obrigkeit braucht man, will man sich nicht im Sumpf der Selbstwirksamkeit und Eigenmächtigkeit verlieren. Ich könnte auf die schreckliche, nachgerade absurde, aufmüpfige, ja beinahe strafrechtsrelevant anmutende Idee kommen, selbst zu denken. Allzu zart besaiteten Personen sei an dieser Stelle, aller verheißungsvollen Aufgesänge auf die lichtdurchflutenden, kommenden Segnungen eines Zeitalters des aufgeklärten, reflektierten Menschen des guten Kant zum Trotz, gesagt, der Mensch ist nach wie vor der Obrigkeit bedürftig, ja in Abhängigkeit von ihr stehend, so dass sie ihm nicht einfach weggenommen werden soll. Und dennoch gibt es eine Form der Anarchie, die die Herrschaft belässt, wie mir Google als die einfache Lösung quasi auf dem Silbertablett servierte, obwohl es eine Weile dauerte, bis mir die Schuppen von den Augen

fielen, die ich dann natürlich sofort dem Fisch zukommen lassen musste, bevor ich mich daran machen konnte, die Lösung zu durchdenken.

Die Lösung ist so einfach und bestechend und unausweichlich, dass ich mich doch wunderte, dass sie noch niemand vor mir gefunden hatte. Sie heißt Phallokrate. Ein Wort, das nicht unbedingt unserem Alltagswortschatz entspringt und deshalb einer Erklärung bedarf. Phallokrate, so kann nachgelesen werden, ist ein Synonym für Patriarchat, also die Herrschaft der Väter, wobei unter Vater so etwas wie eine, zwar autoritär herrschende, Figur verstanden werden darf, jedoch diese Autorität durch die Milde und Güte, den Gerechtigkeitssinn eines guten Vaters erweitert wird. Gott ist ein Paradebeispiel für diese Art des Patriarchats, zumindest in den landläufigen Vorstellungen. Allein darin sieht man die ewige Sehnsucht des Menschen nach dem Übervater. So behalten wir unsere abhängige, kindliche Position bei und umgeben sie mit dem Nimbus des Heiligen, des Sakrosankten und Unantastbaren. Demgegenüber meint zwar Phallokrate auch Herrschaft, aber an die Stelle des Vaters, tritt der Penis, und zwar nicht in irgendeiner beliebigen Form, sondern als erigierter. Nehme ich dieses Bild wörtlich, so komme ich unausweichlich zu dem Schluss, dass die Herrschaft der erigierten Penisse die Herrschaft der Zukunft sein muss. Diese Herrschaft bedeutete die Eingrenzung auf einen engen Zeitraum. Nun ist bekannt, dass dieser Zustand beim Mann eine Unterversorgung des Gehirns mit Blut bedeutet. Er kann demnach nicht unbedingt klar denken. Würden sich nun auch noch die Frauen bereit finden, diesen Männern über ihre Hürde respektive Latte hinwegzuhelfen und in der restlichen Zeit gäbe es die Herrschaft nicht, hätten wir ein Beruhigungsplacebo für alle, die nach wie vor nach dem Papi bzw. der Mami schreien und ansonsten herrschte die Anarchie der Liebe, in der alles gut ist, was der Liebe und damit dem Leben dient und alles verwerflich, was diesen widerspricht. Deshalb plädiere ich für die Einführung der Phallokrate und des Gesetzes der Liebe und des Lebens, so dass uns endlich bewusst wird, alles was wir tun und unterlassen hat Auswirkungen auf alles andere, weil wir nicht anders können als in Beziehung zu stehen, schon allein, da wir alle am Leben partizipieren, dem einen Leben.

## **Das Sein und das Nichts oder der Welpen und die Kakerlake**

Seit einiger Zeit geht mir der gute Martin, Martin Heidegger, seines Zeichens Philosoph, nicht aus dem Kopf. Obwohl Nietzsche meinte, kein guter Philosoph wäre verheiratet, nannte er sich so. Dem gestrengen Auge des Gott-ist-tod-Philosophen hätte er wohl nicht standgehalten, obzwar auch manche behaupten, Nietzsche, also Friedrich Wilhelm Nietzsche, wäre kein Philosoph gewesen, aber damit halten wir uns jetzt nicht auf, ist auch völlig wurscht was auf seiner Visitenkarte steht – brauchen tun sie beide keine mehr. Heideggers Hauptwerk nennt sich Sein und Zeit und damit sind wir bei einem gewichtigen Teil der Philosophie, nicht nur weil sie mir schwer im Magen liegt, weil sie eine der wenigen Prüfungen war, bei denen ich durchfiel, sondern weil sie solch einen fundamentalen Stellenwert einnimmt, die Ontologie, die Lehre vom Sein. Ständig denken Philosophen über das Sein nach – Und deshalb die Hauptfrage: „Warum ist überhaupt Sein und nicht viel mehr Nichts?“

Ich sehe, es haben alle schon bemerkt, diese Frage ist durch und durch unwissenschaftlich. Wer sagt mir denn, dass das Sein überhaupt ist? Solch eine Schludrigkeit, unglaublich, grob fahrlässig – so viel unbewiesene Behauptungen in einem Satz, aber wir wollen mal großzügig darüber hinwegsehen und uns dem Hauptpunkt zuwenden.

Es ist Sein – und nicht Nichts.

Das Sein ist demnach das brave und gute und vorbildhafte. Und das Nichts eben auch erwähnt, aber irgendwie etwas, das man loshaben möchte. Das ist, als würde man die Türe öffnen. Es ist eine stürmische kalte Winternacht. Vor der Türe sitzen, halberfroren, zitternd und zum Herz erweichen leidend ein kleiner Welpen – und neben ihm eine Kakerlake. Beide leiden, aber nur einen werden wir retten, wenn wir die Kakerlake nicht gleich zertreten, muss sie draußen bleiben. Dabei kann weder der Welpen was dafür, dass er am Welpen-Sein teilhat, wie die Kakerlake an ihrem Kakerlake-Sein, beide sind sie dem allumfassenden Sein als Seiendes entwachsen. Und dennoch nennen wir das eine süß und das andere abscheulich. Das Sein, das wir wie einen süßen Welpen in die Arme schließen, und das Nichts, das wir zertreten, im besten Fall ignorieren. Dabei können sie nichts dafür.

Heidegger jedoch, Martin Heidegger, nahm beide, den Welpen und die Kakerlake, pflegte und hegte sie und stellte sie gleich. Und zwar durch ein einziges, kleines Geschenk, das nur eine Kakerlake zu würdigen weiß,

wahrscheinlich, oder all jene, die vom Schicksal ebenso geschlagen sind wie Kakerlaken, also im Auge des menschlichen Betrachters.

Heidegger sagte: „Das Nichts nichtet.“ Das heißt, er schenkte dem armen kleinen Nichts ein Verb, und jetzt kann es in allen Zeiten einer Tätigkeit, einer Nichts-angemessenen Tätigkeit nachgehen. Hurtig und fröhlich und wohlgemut, vielleicht sogar vor sich hinsingend, kann es tun, nämlich nichten. Jetzt kann es nichten. Es kann gestern genichtet haben. Wenn Freunde auf Besuch kommen, und es fragen, was hast Du gestern gemacht? Kann es jetzt sagen, ich habe genichtet, aber so was von, und morgen, ja da werde ich nichten. Und wenn es krank wird, kann es sagen, ich würde nichten oder – mit ein wenig Wehmut – vor Heidegger, hätte ich nicht nichten können, weil ich davon nichts wusste. So hat nun auch das Nichts ein eigenes Verb. Und ob Heidegger die Kakerlake hegte und pflegte, weiß ich nicht, aber er kannte keinen Unterschied zwischen Welpen und Kakerlaken.